

Jul. v. Gyn. Deissner
K 84 1855

„Im übrigen verwirft Philo nicht bloß eine kultische Selbstaufopferung, sondern perhorresziert sogar die freiwillige Übernahme des Todes durch einen Unschuldigen zugunsten eines Schuldigen als unsittliche Handlung.“ Zur Stelle 12, 17 ist die über μετανοια handelnde Anmerkung (S. 409) ausführlicher gestaltet worden. Durch das neue Gewand hat dieser treffliche Kommentar zum Hebräerbrief noch mehr gewonnen. Während uns das Zahn'sche Kommentarwerk besonders durch die sorgfältige Darbietung der Textkritik, Worterzeuge, Erklärung des einzelnen aus dem Gedankenzusammenhang wertvoll ist, findet sich davon nur wenig in einem Kommentar, der in ganz kurzer Zeit bereits eine 2. Auflage erlebt hat, in K. Barth's Römerbrief.¹⁾ Man kann sich immer wieder von dem tiefen Eindruck überzeugen, den dieses Werk besonders auf die theologische Jugend gemacht hat. Diese Wirkung wird zunächst darin begründet sein, daß Barth mit der gegenwärtigen Zeit die Lösung des Tages: „Los vom Historizismus!“ teilt, freilich dabei von anderen Motiven ausgehend und letztlich zu dem Ende, um die Geschichte wirklich lebendig-gegenwärtig werden zu lassen, woran es die historizistische Betrachtungsweise vielfach hatte fehlen lassen. Man sucht von der Gegenwart aus die Vergangenheit zu begreifen und diese dann wirklich zu den Menschen der Gegenwart reden zu lassen, sie nicht bloß wie ein totes Kapital zu behandeln. In diese Linie stellt sich auch Barth hinein. Er betont, daß er die historische Kritik nicht etwa a limine verwerfe; ihr Recht und ihre Notwendigkeit erkennt er vielmehr ausdrücklich an, er tadelt nur „ihr Stehenbleiben bei einer Erklärung des Textes“, die man keine Erklärung nennen könne, „sondern nur den ersten primitiven Versuch einer solchen“; d. h. er tadelt das Stehenbleiben „bei der Feststellung dessen ›was da steht‹“ (S. IX). Es gilt, zu eigentlichem Verstehen und Erklären vorzubringen: „Bis zu dem Punkt muß ich als Verstehender vorstoßen, wo ich nahezu nur noch vor dem Rätsel der Sache, nahezu nicht mehr vor dem Rätsel der Urkunde als solcher stehe, wo ich es also nahezu vergesse, daß ich nicht der Autor bin, wo ich ihn nahezu so gut verstanden habe, daß ich ihn in meinem Namen reden lassen und selber in seinem Namen reden

¹⁾ Barth, Karl: Der Römerbrief. Zweite Auflage in neuer Bearbeitung. XVII, 523 S. München, Kaiser 1922.

kann" (S. XI). Barth drückt dasselbe auch an anderer Stelle unter einem Bilde aus, das mir besonders eindrucksvoll zu sein scheint: die Mauer, die uns durch die Jahrhunderte von Paulus trennt, muß transparent werden, bis Paulus dort redet und der Mensch hier hört (vgl. S. X). Wir wollen hier nicht etwa jedes Wort Barths auf die Waagschale legen, sondern wollen rundweg anerkennen, daß die Exegese häufig weit von dem Ziel, das Barth ihr mit Recht steckt, ferngeblieben ist. Es ist dies nicht bloß das Ziel der praktischen Auslegung, wie man wohl gemeint hat, sondern jeder wirklichen Auslegung, auch der wissenschaftlichen; die praktische Anwendung liegt noch auf einem anderen Blatt. Nur muß Klarheit geschaffen werden über die Grundfrage: wie, auf welche Weise wird denn jene Mauer „transparent“, so daß wir Menschen von heute tatsächlich Paulus zu uns reden hören, daß wir ihn sehen können, ihn verstehen lernen? Hier scheiden sich nun die Geister. Um meinen Gegensatz gegen eine m. E. abwegige Geschichtsbetrachtung, die uns gerade nicht zur geschichtlichen Wirklichkeit führt, möglichst scharf zu formulieren, möchte ich die Forderung aufstellen: die Strahlen, die jene „Mauer“ transparent machen sollen, so daß eine lebendige Verbindung zwischen der Vergangenheit und Gegenwart möglich ist, dürfen nicht von uns aus ausgesandt werden, sondern müssen von jenen Männern der religiösen Vergangenheit ihren Ausgangspunkt nehmen und zu uns durch die Scheidewand der Zeiten bringen. Ich weiß selbstverständlich, daß dies immer nur ein Ideal ist, daß es nie ganz gelingen wird, bei unserer wissenschaftlichen Arbeit uns selbst soweit auszuschalten, daß die Erkenntnis gar nicht mehr durch unsere Subjektivität getrübt würde. Aber trotzdem muß der Versuch stets energisch gemacht werden, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln der Geschichtsforschung, der Religionsvergleichung, der Psychologie uß. die Glaubensgestalten der Vergangenheit so lebendig werden zu lassen, daß das Licht von ihnen ausgeht; sie werden alsdann nicht bloß Männer der „Geschichte“ für uns bleiben, sondern vermöge der analogia fidei wird sich der innere Kontakt von selbst einstellen. Auf Barths Römerbrief dieses Prinzip angewandt, müssen wir nunmehr die Frage stellen: Ist's wirklich das Licht des Paulus und seiner Gedankenwelt, das uns aus Barths „Römerbrief“ entgegenstrahlt oder ist's

nicht vielmehr die Glaubenswelt Barths selbst, die wir hier kennenlernen und von der aus die paulinische Sphäre nur in der Weise beleuchtet wird, daß wir eigentlich Barth durch Paulus, aber nicht den wirklichen Paulus durch Barth zu uns reden hören? Ph. Bachmann¹⁾ hat in einem längeren, fein und gerecht abwägenden Aufsatz („Der Römerbrief verdeutscht und vergegenwärtigt. Ein Wort zu R. Barths Römerbrief“) diese Frage aufgeworfen und so beantwortet, daß auch angesichts der jetzt vorliegenden Neuaufgabe seine Hauptthesen zu Recht bestehen. Bachmann hat sich dabei nicht in ezegetische Kleinigkeiten verloren, sondern die großen Grundlinien der Anschauung Barths herausgearbeitet, hat seinen Ausgangspunkt von Barths Auffassung der *δικαιοσύνη Θεοῦ* genommen, in der richtigen Erkenntnis, daß hier die Differenzen der Auffassung am stärksten zutage treten müssen (S. 520 ff.). Wenn Bachmann dann zum Schluß (S. 547) sagt, Barth rede wenig, sehr wenig von einem liebenden, Sünde vergebenden Gott, sondern verkünde Gott vor allem als heiligende Kraft, nicht der „Gott mit uns“, sondern der „Gott in uns“ stehe bei Barth im Vordergrund, so ist damit der Kernpunkt richtig getroffen und zugleich die Schranke angedeutet, durch die Barth noch von dem wirklichen Paulus getrennt ist. Allerdings kommt (anlässlich von Röm. 3, 21) die Vergebung in der neuen Auflage auch zu ihrem Recht: „Gerechtigkeit Gottes ist Vergebung, grundlegende Veränderung des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch, Erklärung, daß die menschliche Ehrfurchtslosigkeit und Unbotmäßigkeit und die durch sie geschaffene Lage der Welt vor ihm unbeträchtlich ist und ihn nicht hindert uns die Seinigen zu nennen, damit wir die Seinigen seien. Gerechtigkeit Gottes ist *justitia forensis*“ (Barth S. 70). Aber aufs ganze gesehen, trifft jenes Urteil Bachmanns, das sich auf die 1. Auflage bezog, auch für die Neuaufgabe zu. „Es ist noch nicht der reine Gehalt des Römerbriefes und der echte Paulus für sich allein, der hier in die Gegenwart versetzt wird“, so originell und kraftvoll auch der Versuch Barths ist, dem Gehalt des Briefes nahezukommen (Bachmann S. 546). Und doch soll unser Schlußwort kein Wort der

¹⁾ Bachmann, Philipp: Der Römerbrief verdeutscht und vergegenwärtigt. Ein Wort zu R. Barths Römerbrief (in „Neue Kirchl. Zeitschrift“, XXXII. Jahrg. 1921; 10. Heft S. 517—547).

Kritik sein. Wer sich in Barths Römerbrief vertieft, wird etwas von einer prophetischen Kraft des Verf.'s spüren, der man sich willig unterordnen mag und auch soll. Letzlich beruht hierauf die Wirkung seines Buches; denn die Gegenwart, die sich vom Intellektualismus früherer Tage teilweise schroff lössagt, verlangt nach einer Gestalt, die nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Geist Gottes die Dinge deutet.

Eine gründliche exegetische und biblisch-theologische Untersuchung über „Der Name Gottes und Jesu nach dem Verständnis und dem Sprachgebrauch der Heiligen Schrift“ legt F. Nägelsbach¹⁾ vor. Die Arbeit umfaßt einen polemischen Teil, in dem sich Nägelsbach eingehend mit Jul. Böhmer, Heitmüller u. a. auseinandersetzt, und einen positiven Teil, in dem er seine eigene Auffassung darlegt und begründet. Auf weiten Strecken seiner Polemik können wir dem Verf. zustimmen, besonders dort, wo er die zauberhaft wirkende Kraft des Namens bestreitet (gegen Jacob und Heitmüller S. 20 ff.). Indessen wird der Verf. auf der anderen Seite dem biblischen Realismus, der hinter dem Gebrauch des Namens steht, doch nicht ganz gerecht; er neigt dazu, die biblischen Aussagen zu modernisieren, wie sich dies besonders in seinen Schlusssätzen, die das Resultat der Arbeit darstellen, zeigt: „Man ist nirgends genötigt und deshalb auch nirgends berechtigt, den Namen Gottes oder Jesu als Offenbarung seines Wesens zu erklären oder ihn mit Gott oder Jesus selbst gleichzusetzen oder den Namen Gottes oder Jesu als ein mit besonderen Kraftwirkungen ausgestattetes Wort im Sinne des biblischen Schriftstellers zu betrachten. Sondern wir haben es überall mit dem wirklichen und bloßen Namen in einer auch uns Deutschen nicht fremden Bedeutung dieses Wortes zu tun, wenn auch die Arten der Verwendung dieses Begriffs und Wortes sich als recht mannigfaltig darstellen und in einzelnen Verästelungen über unsere Sprachgewohnheit hinausgreifen“ (S. 73). In Wirklichkeit hängen im biblischen Sprachgebrauch „Namen“ und „Wesen“ enger zusammen, als der Verf. dies zugestehen will. Indem man dies anerkennt,

¹⁾ Nägelsbach, Friedrich: Der Name Gottes und Jesu nach dem Verständnis und dem Sprachgebrauch der Heiligen Schrift. 78 S. München, Müller & Fröhlich 1921.